

erkennen sei nun vor allem, daß die Bezeichnung als Messias für Jesus selbst sekundär sei gegenüber der Qualifikation als „Gottesknecht“ und „Menschensohn“, welche aber — als ‚corporate personality‘ — durchaus auch Israel gilt; hier (wie sonst etwa Dt 7, 12 ff) sollen wir schauern vor der Ungeheuerlichkeit des ihm Zugesprochenen, es uns sagen lassen, wie es Israel sich sagen läßt, und bekennen: „Israel, dein Glaube ist groß!“ Im Antlitz Israels erkennen wir dann wieder — das Antlitz des Jehoschua Nosri; und nicht mit dem Worte, das bloß Gott Selbst rufen kann: „Sch'ma Israel . . .“ aber in der Demut dessen, der dem jüdischen Leiden begegnet ist, werden wir dann sagen: Israel, du Gottesknecht, Volk der Heiligen des Höchsten, Menschensohn-Volk, erkenne doch in ihm dein Haupt!

Das evangelische Referat hatte dankenswerterweise an Stelle des in letzter Stunde gesundheitlich verhinderten Prof. Dr. O. Michel, Tübingen, der Beauftragte der Niederländischen Reformierten Landeskirche für das Gespräch mit Israel, Pfarrer K. H. Kroon, Amsterdam, übernommen, welcher zur Hauptsache ausführte: Die ‚wahre‘ Kirche bzw. das ‚Israel rechter Art‘ hat keine Fehler, die empirische ist semper reformanda, auch und gerade in ihrem Verständnis der ‚messianischen Schriften‘ (d. h. des NT mit bezug auf ihr Verhältnis zu den Juden. So ist (1.) „Versöhnung“ durch Christus nach Eph. 2, 11–18 primär: Friedensstiftung zwischen Juden und Gojim, also nicht zuerst oder gar ausschließlich vertikal zwischen Gott und den Menschen, vielmehr zunächst horizontal zwischen jenen beiden, darin dann beider mit Gott. (Vgl. Röm. 11, 32!) Als Christen, die ein neues Heidentum erlebt haben, sollten wir verstehen, daß die Juden mehrheitlich diesem Frieden zunächst mißtrauten. 2. Pauli „allen alles“ werden (1 K 9, 19–23) ist nicht ‚missionarischer Trick‘, sondern faktische Fügung von Gott her, die geradezu seinem Ergänzen der Christusleiden (Kol. 1, 24) zugehört, weil er *dieserhalb* von den Juden verworfen, von den Heiden gröblich mißverstanden wurde. 3. Diese messianischen Wehen (Jo 16, 21), die Leiden des Jehoschua Nosri *sind* die Versöhnung, der Preis, den sie kostet, die sehr ernst zu nehmende Gottverlassenheit am Kreuze (Mk 15, 34 par). 4. Unser Christuszeugnis in den messianischen Schriften aber besagt nicht, daß die Erlösung geschehen ist; „wir warten“ vielmehr „auf die Erlösung unsres Leibes“ (Röm 8, 23 f).

Diesem von vielen als revolutionär empfundenen Referat wurde entgegengehalten, daß Paulus immerhin das „Allen alles werden“ 1 K 9, 22 ausdrücklich begründet: „damit ich auf alle Weise einige rette“, und daß Jesu Kreuzeswort der Gottverlassenheit nun eben doch auch als Anfang des 22. Psalms zu verstehen sei, den er weiterbete. Was die Erlösung anlangt, so wurde zwar Augustin „spe non re salvi facti sumus“ zu jener Römerbriefstelle zitiert, aber als gemeinchristliche Glaubensgewißheit festgehalten, daß die Welterlösung grundlegend mit Christi Auferstehung vollzogen ist, nur ihr volles Offenbarwerden an *uns* bis ins Leibliche hinein noch — für Seinen Tag — erhofft wird.

Jüdischerseits wurde zur Frage nach dem ‚Dogma‘ auf dessen Nichtdefiniert- aber implizit Vorhanden-Sein im überlieferten Gebets-Gut verwiesen; gewarnt wurde z. T. davor, den Juden eine Leidens-Rolle zuzuschreiben, die nur allzu leicht ihr Verfolgtsein fatalistisch hinnehmen läßt. (Statt daß der Christ auf sich die Schmähung nähme, die dem getrennten Bruder aus Haß gegen den Gott Abrahams zugebracht war.)

Das Gespräch, dessen Teilnehmer auch der Abt von Niederaltaich, Emanuel Heufelder, mit gütigen Wünschen begrüßt hatte, konnte von P. Leo von Rudloff OSB, dem Abte von Mariae Dormitio in Jerusalem, in seinem Schlußwort als verheißungsvoller Anfang der Einbeziehung Israels in den ökumenischen Austausch begrüßt und als vielfältige Belehrung sowie vor allem Vertiefung gegenseitigen Verstehens gewürdigt werden.

Im Gästebuch des Hauses der Begegnung, namens dessen

P. Ansgar Ahlbrecht OSB die Tagung verständnisvoll geleitet hatte, standen am Ende zwischen den Namen der etwa 30 Teilnehmer zwei Sätze, in denen das zwiefache Anliegen, in dessen Dienst man zusammengetroffen war, knapp formuliert ist:

„Wenn die Christen *eins* werden, dann tun sie Israel einen Dienst.“ Und: „Wo wir als Christen auf Israel hören, da fördern wir auch unser Einswerden miteinander.“

17/10 Judenmission in falscher Front

Am 21. Juni 1961 gab im Basler Gemeindehaus St. Johannes der Direktor der Schweizer Evangelischen Judenmission, Pfarrer lic. R. Brunner, den 130. Jahresbericht dieser Institution, von der wir zuletzt in Nr. 5/6, S. 13 f berichteteten. Mehr noch als schon der gedruckt vorliegende 129. (vom 12. 6. 1960) war es eine Selbstverteidigung: „Über Judenmission ist viel geschrieben worden. Manche wollten dieselbe für das verantwortlich machen, was Eichmann getan hat . . .“ Sind das *die* Kritiker, mit denen sich auseinanderzusetzen die Judenmissionskreise ernsthaft Anlaß hätten?

Nun, man blieb bei ihnen nicht stehn; ihre Erwähnung diente nur, um die rechte Stimmung zu schaffen, in welcher dem Publikum eine Rechtfertigung des Unternehmens vorgebracht werden konnte, die *an Stelle* der Auseinandersetzung mit seinen in ihrer Konfessionsverwandtschaft mit dem Vortragenden *unanfechtbaren* Kritikern (dem Niederl. Ref. Rat für das Verhältnis zwischen Kirche und Israel (s. oben S. 51 f.!) oder Prof. Lacoque, vgl. FR XI, 115) eine Widerlegung *solcher* indifferentistischen Gegner der Judenmission bot, denen entgegenzuhalten wäre:

1. Eben weil die jüdische und die christliche Religion sehr viel gemeinsames haben, geht es zwischen ihnen um Jesus Christus;
2. eben weil es um nichts andres geht als darum, Jesus Christus als den Messias zu bezeugen, ist die Mission (den Juden gegenüber) nicht Forderung, sondern Angebot der Erfüllung;
3. eben weil der Messias Angebot ist, läuft der Jude nicht weg von seinem Volk, wenn er zu Christus kommt;
4. es steht nicht im freien Belieben des Christen oder der Kirche, ob sie mit dieser Botschaft am jüdischen Volke vorbeigehen wollen; es gibt einen Befehl Jesu und das Beispiel der Apostel . . .“

Wer diese Argumentation des reformierten Zürcher Pfarrers mit dem vergleicht, was die Bevollmächtigten der reformierten Niederländischen Kirche zum Thema: ‚Mission oder Gespräch?‘ kurz vorher auch in der Schweiz erscheinen ließen (s. unten S. 109!), ohne daß im Jahresbericht mit einer Silbe darauf eingegangen worden wäre, der fragt sich schmerzlich: Wie lange wird sich die Judenmission noch dem ihr heute wirklich aufgegebenen, zunächst innerchristlichen Gespräch entziehen und statt dessen offene Türen einrennen?

17/11 Synagoga

Jüdische Kulturdenkmäler und Kunstwerke von der Zeit der Patriarchen bis zur Gegenwart. Städtische Kunsthalle Recklinghausen, 3. November 1960 bis 15. Jänner 1961.

Mit freundlicher Erlaubnis der Schriftleitung entnehmen wir den folgenden Beitrag von H. O. Pelsers aus: „*Kairos*“ 1/1961, Salzburg, S. 37 f.

Uhrzeiger Gottes in der Geschichte, so nannte der hl. Augustinus das jüdische Volk. Das Selbstverständnis jüdischer Glaubenstradition weist durch alle Abirrungen, Fehlschläge und Katastrophen auf diese Sinnbedeutung seiner Existenz hin. Judentum soll — unabhängig von Ort und Zeit — Zeugnis für den Einen Gott sein, Dienst an Seinem Wort, von Generation zu Generation weitergegeben. Dieses absolute Zeugnis kann je nach der geschichtlichen Situation stär-

1 Vgl. Aus der Welt der Synagoge. Hrsg. von Studienrat Werner Schneider, Recklinghausen.

ker oder schwächer zum Ausdruck kommen, nie aber in der Geschichte untergehen. So muß der stärkste Eindruck, den eine Ausstellung wie die SYNAGOGA gibt, das Wunder der Kontinuität sein, in dem Geschichte mehr ist als Ablauf von Fakten und Aneinanderreihung von Daten, vielmehr geistige Mission, Treue gegenüber dem Auftrag, der am Anfang des Bundes stand.

Dies kommt schon in der ersten Abteilung der Ausstellung zum Ausdruck, die unter dem Titel: „Die Bibel im Spiegel der Archäologie“ einen Blick auf die reichen Schätze tun läßt, die täglich im Hl. Lande ausgegraben werden. Spärlich noch sind die Funde und Zeugnisse aus der Patriarchenzeit bis zum Auszug des Volkes aus Ägypten: die Rekonstruktion einer kleinen kananäischen Kultstätte, Statuetten früher Gottheiten der hochentwickelten Stadtkultur der Kanaaniter, ägyptische Skarabäen. Nach der Epoche der Richter und Könige (1250—586 v. Chr.) ist es besonders die hellenistische, herodianische und römische Zeit, die durch die Schriftrollenfunde vom Toten Meer über die archäologische und theologische Fachwelt hinaus Interesse gefunden hat. Dem ist in der SYNAGOGA umfangreich Rechnung getragen worden; einmal durch zahlreiche Münzen, welche die politische und kulturelle Situation des Volkes unter den verschiedenen Einflüssen widerspiegeln. Die seit 1947 einsetzenden Schriftrollenfunde sind durch ein handgeschriebenes Faksimile der berühmten Jesaja-Schriftrolle aus der Qumranhöhle Nr. 1 und durch die Fotokopie eines Fragments der Schriftenrolle „Der Krieg der Söhne des Lichtes gegen die Söhne der Finsternis“ dokumentiert.

Nach der Zerstörung des Tempels im Jahre 70 n. Chr. und dem Bar-Kochba-Aufstand von 132 n. Chr. verlagerte sich das religiöse Leben — wie schon z. Zt. des babylonischen Exils — mehr und mehr in die Diaspora. Damit wuchs die Bedeutung der Synagoge als Versammlungs- und Gebetshaus der Gemeinde, liturgisch wie architektonisch etwas absolut Neues. Der Tempel der heidnischen Religionen ist das Wohnhaus Gottes, in dem nur einige Priester walteten. Die Gebetsstätte der Juden hingegen versammelte die Gemeinde in ihren Mauern. Eine solche Gebetsstätte wendet sich daher nicht vom Heiligtum her nach außen an die Betergemeinde, sondern sie verlegt, umgekehrt, das Gebetszentrum ins Innere des Hauses.

Man unterscheidet die Synagoge des frühen Typus (2. bis 7. Jahrhundert n. Chr.) baulich von denen des späteren. Die Synagogen frühen Typus sind so gebaut, daß Front und Haupteingang nach Jerusalem weisen, als ewiges Erinnerungszeichen (vgl. Dan 6, 11). Der Übergang zum späten Typus begann im 4. Jahrhundert. Wahrscheinlich ist an der Entwicklung dieses Typus die Diaspora in noch stärkerem Maße beteiligt. Hinzu kommen Einflüsse vom christlichen Basilikabau. Die *antike* Synagoge ist als Bindeglied zwischen der Kunst der zweiten Tempelperiode und der mittelalterlichen Synagogenkunst anzusprechen. Man übernahm den Basilikagrundriß mit seinen Mittelschiffstützen und fügte den von Säulen umgebenen Hof hinzu. An die Stelle des Altars, der Brand- und Dankopfer traten nun die gemeinsamen Gebete, Lesungen und das Lehrgespräch. Diese Ver-

geistigung des Gottesdienstes ist das wesentliche Merkmal der neuen synagogalen Epoche. Aus dieser frühen und antiken Zeit des Synagogenbaues ist der Fund des byzantinischen Fußbodenmosaiks aus einer Synagoge des 5. Jahrhunderts bei Tirat Zvi (z. Zt. Museum der Staatlichen Antikenabteilung Israels) das eindrucksvollste Ausstellungsstück.

Die in der zweiten Abteilung zusammengestellten hebräischen Handschriften und Drucke sind zumeist aus den Forderungen des Kultus entstanden, wie die Thora-Rollen und Bibelhandschriften, oft aber auch zum persönlichen liturgischen und religiösen Gebrauch. Der große künstlerische Eifer ist freilich immer auf die Thora, entsprechend ihrer Bedeutung als erste und heiligste Grundlage des Kultus und Höhepunkt des synagogalen Gottesdienstes verwendet. Überall spiegeln sich Geist und Stil der Zeit und Umwelt wider.

17/12 Rosenzweig-Gedenken des Zürcher Lehrhauses

Zur Zehnjahresfeier des von ihm begründeten Lehrhauses, das im Geiste der Jahrtausende über drei Jahrzehnte hinweg die des von Franz Rosenzweig 1920 in Frankfurt begründeten wieder aufnahm, hatte H. L. Goldschmidt am 15. August 1961 Norbert Nahum Glatzer gewonnen (Professor an der Brandeis-University), den Nachlaßverwalter und Geisteserben Rosenzweigs (welcher am 25. Dezember 1961 erst 75 Jahre alt geworden wäre, wenige Monate nach Karl Barth).

„Glaube und Geschichte im Denken Franz Rosenzweigs“ treten — jedenfalls für das Alte Gottesvolk der Juden seit 70 („seitdem erwarten wir keine Propheten mehr, sondern nur den am letzten Tag“, Briefe, S. 78) — völlig auseinander; es ist „am Ziel“ (in der Liebe vor Gott), kennt keine Kriege (außerhalb der Welt, die den Frieden noch nicht besitzt), abgeschieden von jenen, die dem Ziel erst im Ringen und Kämpfen durch die Jahrhunderte hin entgegenstreben. Dies alles, entwickelte Glatzer überzeugend, sei gesagt gegen Hegels falschen Messianismus einer Identifikation von Geschichte und Glauben bzw. jeweils bestimmter historischer Momente mit dem vermeintlichen Gekommensein des Gotteskönigtums. Schon ältere rabbinische Tradition meine dem entgegen, daß Gott Sich nicht mehr in der Geschichte zu erkennen gebe. (Und auch Toynbee gestehe die Übernationalität und Außer-Geschichtlichkeit wenigstens als Aufgabe gerade dem jüdischen Volke zu.)

Dreißig Jahre später sei nun freilich *diese* Meta-Historie nicht mehr erlaubt, weil nicht mehr wahr, welche die Situation des noch voremanzipatorischen (vollends: vorzionistischen) Judentums verewigt habe, während heute der emanzipierte Jude sich voll identifiziere mit dem Versuch des Westens, innergeschichtlich das jüdisch-christliche Geschichtserbe zu retten, ja erst recht zu verwirklichen, meinte der Vortragende, ohne zu bestreiten, daß wenn dieser „vielleicht letzte Versuch“, wie er ihn genannt hat, scheitern sollte, das alte Gottesvolk sich sehr eindeutig wieder in der von Rosenzweig gekennzeichneten Situation außerhalb einer von Gog und Magog bestimmten Geschichte befinden könnte — und das Neue dann mit ihm, ergänzen wir.

Es erfüllt uns mit Schrecken und Scham, wie in den letzten Monaten unsere jüdischen Mitmenschen in ihrer Ehre verletzt worden sind. Wir stehen solidarisch bei denen, die hier beleidigt und beschimpft werden.

Die Synode bittet den Rat zu veranlassen, daß die nach ihrer Meinung tiefliegenden Ursachen dieser Vorgänge gründlich erforscht, die vielschichtige Frage nach dem Verhältnis von „Kirche und Israel“ noch eingehender bearbeitet und das Ergebnis für die Gemeinden fruchtbar gemacht wird.

Wir empfehlen allen Gemeinden, das Wort der Provinzialsynode Berlin-Brandenburg vom Januar 1960 zu hören und zu beherzigen (s. o. S. 41 u. 43).

(4. Entschließung der Synode der Evangelischen Kirche in Deutschland. Vom 26. 2. 1960. Entnommen aus dem „Amtsblatt der Evangelischen Kirche in Deutschland“ (3/1960) Hannover, 15. 3. 1960. S. 92.)